
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 1. Bromberg, den 1. Januar 1929.

Eliza.



Roman Rudolph Stratz.

Auf dem polnischen Marktplatz spritzte der Dreck unter dem Galopp eines Gauls. Die roten Röcke der flüchtenden Weiber flogen. Die Schafpelze der Bauern strudelten untertänig zur Seite. So rücksichtslos ritt nur ein großer Herr.

Der fremde Herr hatte den obersten roten Riesenkragen seines blauen Reitfracks trotz der Julihitze des Jahres 1807 hinten hoch geklappt und den schwarzlackierten Zylinderhut tief in das bartlose, scharfkantige Gesicht gedrückt. Er preßte mit der Jugendkraft eines angehenden Dreißigers die langen, in gelben Hirschlederhosen steckenden Beine um die fliegenden Flanken seines Rappen und zügelte das keuchende Tier in dem Gewirr vor der Großherzoglich-Warschauschen Posthalterei. Dort feilschten zwischen den Koffern und Kutschen die schwarzen Kaftanjuden und die himmelblauen schwarzbordierten Postknechte des Rheinbunds um einige lebensmüde Pferdeskelette — zurückgebliebene Heerespferde fern von da oben, vom Njemen, wo eben der große europäische Krieg vergrollte. Der Reiter stieg steifbeinig aus dem Bügel. Er gab dem ersten Roßkamm, der ihm nicht auswich, einen Rippenstoß und trocknete sich mit dem umgedrehten Handschuhstulp den Schweiß unter dem blonden Stirnhaar. Das Blau seiner Augen stach herrisch

„Der Posthalter?“ „Herr — der Herr Posthalter schlafen!“ „Um acht Uhr morgens? . . .“ „Herr . . . um zwei Uhr nachts war er noch betrunken . . . Nein . . . Herr . . . der Herr Posthalter feuert aus dem Bett mit seiner Pistole, wenn man ihn vor Mittag stört! Eine Treppe hoch, gleich rechts im Flur, ist seine Schlafkammer . . .“

Die Tür flog auf. Der fremde Reiter stand auf der Schwelle. Drüben in der Ecke dämmerte das Himmelbett. Quietschend schlüpfte etwas unter die Decke. Daneben hob sich ein eisgrauer Schnauzbart in einem roten Vollmond vom Gesicht grimmig aus den Pfühlen.

„Ist er verrückt . . . Er Kujon . . .? In mein eheliches Schlafgemach . . .“

„Lasse der Herr Seine Hausehre ruhig unter der Couverture und sein Pistol unterm Kopfkissen. Springe der Herr im Hemd aus dem Bett! Die Weltgeschichte ruft!“

„Ist er besoffen?“

„Halte der Herr den Gang der Historie nicht mit seinem Pistolengefuchtel auf — bei Napoleons Zorn!“ donnerte der Fremde. „Wer ich bin?“ Er griff unter die drei roten Klappen seines blauen Redingote und holte ein Pergament mit baumelndem Wappensiegel heraus. „Wir sind hier im neugegründeten Großherzogtum Warschau, unter der Herrschaft Seiner Majestät König Friedrich August des Ersten von Sachsen!“

„Das braucht Er mir, einem alten sächsischen Rittmeister von Niesemeuschel-Dragonern, nicht erst zu melden!“

„Gut denn! So schnarche der Herr Rittmeister nicht länger, sondern handle als sächsischer Patriot! Hier mein Dresdener Paß, ausgestellt vom Etranger-Departement des Geheimen Kabinetts, durch den Hof- und Justitienrat, für mich, den Geheimen Referendarius und Déchiffreur Schierwasser, attachiert für geheimste Aufträge an die Person des Monsieur Mehée de la Touche!“

Der Posthalter sprang aus dem Bett und rannte im Hemd nach dem Schrank. Dem Paß zu Ehren zog er seine alte sächsische Soldatenuniform an. Er fuhr in die langen, grauen Hosen mit roten Streifen.

„Was steht dem Herrn Geheimen Referendarius zu Diensten?“ keuchte er.

„Wissen Sie, wer Monsieur de la Touche ist?“

Der Posthalter schlüpfte soeben in den feuerroten Frack und stülpte sich vor dem Spiegel den schwarzen Tschako mit weißer Stoßfeder auf den verschwiemelten Graukopf.

„Ein Posthalter des Rheinbunds soll Monsieur de la Touche nicht kennen — die rechte Hand des Fürsten Talleyrand in Paris!“ sprach er atemlos, vor Dienstfertigkeit zitternd.

„Wissen Sie, wieviele Spione Herr de Talleyrand in Deutschland unterhält?“

„Zwanzigtausend — mein Herr —, man spricht von zwanzigtausend!“

„Nur zehntausend weniger, als sein Widersacher — der Polizeipräfekt Fouché und dessen Geheimagent, dieser unfähige Desmarets! Nun gut — wir sind diesen Herren zuvorgekommen! Wir sind auf den Fährten eines Menschen, der, als Werkzeug verbrecherischer Mächte, mit wichtigsten hochverräterischen Papieren unterwegs ist — Papieren, die, an ihren Bestimmungsort gelangt, Europa von neuem in seinen Grundfesten erschüttern! Mehr darf ich Ihnen nicht verraten!“

„Es genügt!“ Der Posthalter schnallte sich klirrend den Säbel um und warf den langen, weißen Reitermantel kriegerisch um die Schultern.

„Soeben ist, oben in Tilsit, der Kaiser der Franzosen damit beschäftigt, der von ihm beherrschten Welt den Frieden wiederzugeben. Die Gnade Napoleons ist dem sicher, der diesen Sendboten der Feinde des Friedens abfängt!“

„Wo ist der Kerl?“

„Er ist vor Thorn nach Osten abgebogen, um fern vom Kriegsgetümmel auf einsamen Wegen die Weichsel zu erreichen. Es glückte mir, indem ich meinen Gaul zu schanden ritt, ihm einen Vorsprung abzugewinnen. In wenigen Minuten müssen er und seine Begleiter hier im Städtchen einpassieren!“

„Da . . .“ Der alte Niesemeuschelsche Dragoner zückte den zitterigen Zeigefinger durch das Vorderfenster des Eckzimmers gegen ein Dreigespann von Bauerngäulchen, die in wildem Weidegalopp vom Stadttor her einen Reisewagen die Gasse hinab zum Marktplatz rissen. Die Räder tanzten in den Straßenlöchern, der Pole auf dem Bock peitschte die polnischen Katzen, der Herr innen in der offenen Berline kauerte lauernd wie ein Kater vor dem Sprung, den dicken, [illegible] Kopf bis zur Hutkrempe in die sturm-

flatternden Kragen seines zimmetbraunen, polnischen Wetterrocks geduckt. Aus dem bleichen, schwammigen Gesicht schnellten die tiefliegenden Schattenaugen zwei unheimliche Blicke der Sturmfahrt voraus nach der Posthalterei.

„Das ist er!" Der Fremde guckte seelenruhig über die Schulter des Rittmeisters. „Die Kerle auf dem Vordersitz sind sein Dolmetscher und sein Wegweiser. Gleich werden sie hier halten und frische Pferde verlangen. Benutze der Herr die Gelegenheit und packe er den Hochverräter unversehens von rückwärts! Es ist ein verzweifelter Patron, und bis an die Zähne bewaffnet! Da fahren sie schon vor, als sei der Teufel hinter ihnen . . .! In die Bataille, mein Herr Rittmeister! Viel Glück zum Orden der Ehrenlegion!"

„Der Kaiser der Franzosen, gnädiger Herr, soll mit mir alter Kriegsgurgel zufrieden sein!" Der dicke Dragoner stolperte säbelrasselnd und sporenklirrend, mit wehendem weißen Mantel, die krachende Treppe hinab. Er ließ die Tür hinter sich offen. Aber der fremde Reiter folgte ihm nicht, sondern schlüpfte mit drei Katzensprüngen fast lautlos zum Hinterfenster und beugte sich hinaus. In dem kleinen Hof unten stand ein blanker Gaul angebunden neben dem Feuergeflacker der Hufschmiede der Posthalterei. Eben schmiß der verrußte Schmied das rauchend-rote Eisen achtlos auf den Amboß und rannte durch den Torweg auf den Markt hinaus. Dort zeterte eine wutzitternde Stimme in französischen Fisteltönen. Polnische Flüche lachten dazwischen. Das befriedigte Sächsisch des Rittmeisters: „Haben wir dich, mei' Kutester!" und zu den Postknechten: „Sperrt die Ganalljen alle drei in den Holzkeller! Ihr werdet was erläben vom Naboleon, ihr Lulatsche!"

Im Schlafzimmer oben bewegte sich etwas neugierig unter der Decke. Der Geheime Referendarius wandte sich vom Hoffenster ab und machte eine höfliche Verbeugung gegen die unsichtbare Posthalterin.

„Ich beurlaube mich, schönste Frau!" sprach er. „Verzeihen Sie dero gehorsamstem Diener, daß er im Dienst des Mars die Venus in Nacht und Dunkel zwang! Nun ist Madame aus ihrem Prison erlöst! Mille fois merci — und mein Kompliment an Ihren glücklichen Eheherrn!"

Es kicherte leise unter der Bettdecke. Dann wurde alles still. Nach einer Weile frug eine halblaute, helle Stimme unsicher aus der Tiefe der Pfühle: „Sind Sie auch wirklich fort?" Keine Antwort. „Mein Herr . . . ob Sie fort sind . . .?" Nichts. Ein ganz schmaler Spalt der Decke öffnete sich. Zwei kirschschwarze Augen blinzelten lichtgeblendet durch die eheliche Schlafstube. Sie war leer. Ein hübscher Schwarzkopf im Nachthäubchen tauchte auf. Die junge Posthalterin krabbelte aus den Federbetten und warf hastig die immer noch offene Tür ins Schloß. Durch diese Tür konnte der Etranger de distinction sich nicht empfohlen haben! Die wurmstichige Treppe hätte unter seinem Tritt gekracht. Blieb nur das Hoffenster! . . . Ein Stockwerk hoch! Im Hemd huschte die Frau Rittmeister die Wand entlang, lugte seitlich hinter der Gardine in die Tiefe . . . Da unten stand der Herr aus Dresden, wie ein Nachtdieb die Dachkandel hinabgerutscht, legte einen Haufen harter Maria-Theresientaler auf den Amboß, löste die Wassertrense des verlassenen Gauls, schwang sich auf dessen blanken Rücken und ritt, mit nur drei Eisen an den Hufen, still im Schritt durch das Hintergäßchen davon.

Die Posthalterin fuhr sich mit der Hand über die Augen, ob sie nicht träume. Sie warf sich in das Nötigste: eine hochgegürtete Matinée aus indischem Perkal, in graue, mit Glasperlen gestickte Pantöffelchen, den Kaschmirschal um die Schultern, einen Iphigenienschleier über den Kopf — es dauerte doch fünf Minuten, bis sie atemlos unten auf dem Markt vor ihrem Mann in der Julisonne stand und rief:

„Kaspar — mir schwant, du hast eine Bêtise begangen! Der Herr Geheime Referendarius ist zu Pferd ohne Sattel und Bügel echappiert!"

Unten hinter dem Gitterfenster des halb unteririschen Holzkellers knirschte das verzerrte, schwammige Antlitz des Herrn im polnischen Wettermantel in verzweifeltem Französisch zu dem Rittmeister hinauf:

„Da hinten reitet die Weltgeschichte und reitet uns davon! Sie hatten die Weltgeschichte in der Hand! Sie brauchten den Sendboten Wiens nur zu verhaften . ."

„Ei — mein bestes Härrchen — das hab' ich ja . ."

„. . . und lassen ihn weiter . . . nach Tilsit . . . mit den Briefen für Preußen! Er jagt wie ein Wahnsinniger Tag und Nacht! Endlich hatten wir ihn hier in Polen beinahe eingeholt! Von Thorn bis Warschau ist alles längs der Weichsel alarmiert, um ihn abzufangen . . Und dieser Mensch, den hunderte suchen, steht vor Ihnen . . ."

„Nee — er sitzt da unten — im Cachot — mein Bester!"

„Napoleon steht in Tilsit im Begriff, mit Rußland Frieden zu schließen und in diesem Frieden Preußen zu vernichten. In diesem letzten, entscheidenden Augenblick haben in Wien Erzherzog Karl und die Kriegspartei gesiegt! Der Mensch, der dort reitet, trägt die Rettung Preußens in seiner Tasche. Er trägt den Brief mit sich, der die Abreise des Kaiserlich-Königlichen Generals von Stutterheim von Wien nach Tilsit mit dem Bündnisangebot Österreichs an Preußen anmeldet! Erreicht er Tilsit vor Unterzeichnung des Friedens, dann lodert ganz Europa von neuem gegen Napoleon auf, weil ein Postmeister in seiner übermenschlichen Einfalt . ."

„Er hat mir seinen Paß gewiesen!"

„Der Paß war falsch! Man hat diesen verwegenen Botenreiter mit genug falschen Pässen in Wien ausgestattet! Er hat, dank Ihrer idiotischen Leichtgläubigkeit, mein Herr, mich, seinen Verfolger, statt seiner durch Sie verhaften lassen! Wissen Sie, mein Herr, wer ich bin? Kennen Sie den Polizeiminister Fouché? Kennen Sie seinen furchtbaren Geheimagenten, Monsieur Desmarets?"

„Lenchen — halte mich!" stöhnte der dickbäuchige, rote Dragoner im weißen Mantel zu seiner Frau. „Mir klappen die Knie . ."

„. . . Monsieur Desmarets' oberster Vertrauter und Bevollmächtigter in Deutschland aber bin ich — François Bienassis! . . Hier meine Ausweise — mit dem Pariser Geheimstempel des Kaiserreichs! . . Hätten Sie diese Papiere geprüft, statt sich blind wie ein wütiger Bulle auf mich zu stürzen . . ."

„Was haltet ihr hier Maulaffen feil, ihr Lümmel!" Der Posthalter schubste verzweifelt die herumstehenden Postknechte. „Geleitet Seine Gnaden aus dem Holzkeller! Bürstet ihn ab! Bringt ihm einen Stuhl . . . Ein Glas Wein . . ."

„Verzeihen Sie ihm! Er ist ein alter Esel! Ich weiß es schon lange! Ich darf es nur nicht sagen!" schrie die Posthalterin.

„Was hilft es? Das Unglück ist geschehen!" Der gedunsene, schlaffe Monsieur Bienassis ließ sich erschöpft im Freien nieder. „Dieser Glücksbote für Preußen hat einen neuen Vorsprung gewonnen. Wenn wir ihn nicht heute noch vor der Weichsel erreichen, ändert sich in wenigen Tagen das Antlitz der Welt."

„Haben Sie ihn, Monsieur Bienassis?" Ein Sarmate mit langwehendem Schnurrbart sprengte auf einem feurigen Halbblut über den Marktplatz heran. Er trug die dunkelgrüne Offizier-Ulanka der neugeschaffenen polnischen Lanciers. Die Reiter hinter ihm saßen auf keuchenden Pferden, Schlachzizen in Lammfellmützen und umgedrehten Schafpelzen, geschliffene Sensen und Holzäxte als Waffen im Gürtel.

„Nein — Graf Grodcicki," sprach dumpf der bleiche Mann auf dem Stuhl, „da dieser Dümmste der Dummen hier mich statt des Hochverräters in einen stinkigen Keller schloß . ."

„Wollen Sie in die Bagnos von Cherbourg?" zischte der polnische Graf in leisem Französisch, über den Pferdehals zu dem Posthalter hinabgebeugt. „Zieht es Sie nach Cayenne, Rittmeister, daß Sie sich an einem Bienassis vergreifen? . ."

„Ich kannte ihn doch nicht . ."

„Bienassis? Man kennt ihn seit zwanzig Jahren, als er noch Abbé war unter Ludwig dem Sechzehnten — Jakobiner während der Schreckenszeit — rechtzeitig auf Seite des Generals Bonaparte . . . Napoleon wird Sie zerschmettern . ."

„Lenchen — halte mich . ."

„. . . wenn uns durch Sie dieser Fang entgeht! Wo ist der Preuße hin?"

„Im Galopp die Landstraße lang, auf die Weichselwälder zu!" Die Postillons meldeten es durcheinander auf polnisch. „Er reitet auf blankem Pferd. Das Pferd ist alt. Es hat nur drei Eisen . ."

„Dann kriegen wir ihn!" Der schnurrbärtige Sarmatengraf riß seinen Rappen auf den Hinterhufen herum. „Vorwärts! Quer durch den See! Der Preuße weiß nicht, daß der See nur flach ist! Er reitet um das Ufer herum! Wir fangen ihn drüben ab wie einen gehetzten Hasen!"

Die Gäule plantschten bis an die Bäuche im spritzenden Dreckwasser.

„Er hat das Bündnisangebot Österreichs an Preußen in der Tasche seines Spenzers! Er rettet Preußen — dies furchtbare Preußen, wenn er Tilsit erreicht . . So ist's recht, Bruder! Beiß' deinem Klepper in die Ohren, wenn er nicht weiter will. Gleich sind wir an Land! Durch! Durch!" Der Graf zwängte mit Zungenschnalz die Brust seines Pferdes in die krachende, zweimannhohe Schilfwildnis des Sumpfufers hinein, arbeitete sich durch die rauschenden Dschungeln, riß draußen im fliegenden Sprung über den Landstraßengraben blitzschnell die Pistole aus dem Halfter . . .

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsgebet

Von Gustav Schüler.

Der du stark die Sterne lenkst,
daß sie ihre Bahnen fliegen,
der du nichts als Liebe denkst:
laß uns nicht am Boden liegen!
du, der alle Angst bezwingt
und uns Kraft zum Kämpfen bringt.

Stärke unsern müden Mut,
nun des Jahres Schatten sinken;
mache alle Fehle gut,
laß uns Licht und Reinheit trinken!
deine Gnade, groß und treu,
mache unser Leben neu!

Tröste, die in Krankheit flehn,
neig dich Sterbenden entgegen;
laß uns, Herr, nicht hilflos stehn
an umdunkelt fremden Stegen!
Hüter, willst du mit uns sein,
stößt der Fuß an keinen Stein.

Stille alle Fährlichkeit,
hilf uns alle Angst bezwingen;
führ uns stark durch allen Streit,
laß das schwerste Werk gelingen,
und nach allem Erdenbraus
bringe endlich uns nach Haus!

(Ein neuer Choral aus dem neuen Gesangbuch der evangelisch-unierten Kirche in Polen, das im vergangenen Jahr herausgegeben wurde.)

Der Ruf aus der Finsternis.

Aus der Neujahrsnacht eines Heimgefundenen,
erzählt von **Richard Blasius.**

Ich lag am Boden, das Gewehr immer schußbereit in den Händen Nur ein schnelles Eindrücken in die Achsel, ein kurzes Zielsuchen, ein Krümmen des Zeigefingers, alles im Bruchteile einer Sekunde; und der Schuß konnte loskrachen, abwehrend und alarmierend zugleich. Aus der undurchdringlichen Finsternis der Nacht glotzte die Gefahr, unsichtbar, aber den Augen des Frontsoldaten um so fühlbarer. Dem Ohre war die Herrschaft über alle Sinne eingeräumt, über die armseligen, im Niedergange liegenden Menschensinne. Ein Hund hätte die Annäherung eines Feindes auf weite Entfernung gewittert; ich aber, der Mensch, konnte nur eines tun; lauschen und lauschen, und wußte nicht einmal, ob mein Ohr eine Gefahr auch rechtzeitig melden würde.

Neujahrsnacht war es, vom Feinde drüben nach altem Brauche gefeiert. Von dort her, aus den Eingeweiden der Erde, drang hin und wieder Singen und Johlen. Nur ganz gedämpft klang es an mein Ohr, als würde es unterwegs vom gähnenden Rachen der Finsternis verschlungen. Heute durften wir doch eigentlich vor einem feindlichen Überfalle sicher sein. Die Feier der Neujahrsnacht läßt sich Frankreich selbst im Schützengraben nicht nehmen. So war es in den ersten Kriegsjahren gewesen, und heute wohl auch nicht anders.

Und wenn es heute doch anders wäre? Da drüben wußten sie, daß wir ihren Brauch kannten und uns in dieser Nacht sicherer fühlten als sonst. Mußten sie da nicht auch denken, daß unsere Wachsamkeit lässiger sei? Konnte dieses Denken nicht leicht zu dem Entschlusse führen, gerade diese erfolgversprechende Nacht zu überraschender Tat zu benutzen?

Ich hielt den Atem an und lauschte schärfer in die gestaltlose, formenleere Finsternis. Was war das? Mein Herzschlag setzte aus, kam verstärkt wieder. Aber im Nu hatte er den alten ruhigen Takt zurückerlangt. Es war nichts Neues, was jetzt kommen mußte, war nichts als platte Alltäglichkeit.

Leises Knirschen auf gefrorenem Boden. Leise Bewegungen eines schweren Körpers. Dann nichts. Dann wieder. Jedesmal deutlicher, also näher kommend.

„Wer da?" zischte meine halblaute Stimme auf. Die Wange drückte sich fest an den eiskalten Kolben.

Plötzlich gebar auch die Finsternis vor mir eine Stimme, eine angstvoll bebende Stimme. „Kamerad, nicht schießen! Ich bin ein Deutscher", zitterte ein geflüsterter Ruf aus dem schwarzen, leeren Nichts.

In einem einzigen, kurzen Augenblicke wog mein Hirn das Für und Wider gegeneinander ab. Sagte er die Wahrheit? Oder war es nur eine Kriegslist? Das Zweite hatte die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Doch ich durfte auch die Möglichhkeit des Ersten nicht ausschließen.

„Woher kommst du?" fragte ich im Flüstertone.

„Von drüben, Fremdenlegion", klang es ebenso zurück.

Die Wagschale begann zugunsten der ersten Annahme zu sinken. Aber die Verantwortung gestattete keine Sentimentalität. Wenn es doch nur Täuschung war, so lagen hinter diesem Einen noch andere.

„Rühre dich nicht! Beim geringsten Laut jage ich fünf Schüsse zu dir. Und einer kann auch in der Finsternis treffen. In einer halben Stunde reden wir weiter miteinander."

Ich hatte auf das Leuchtzifferblatt meiner Armbanduhr geschaut. In einer halben Stunde kam die Ablösung. Dann wollte ich ihn heranlassen.

„Kamerad, ich habe durch den Teich schwimmen müssen," stöhnte er leise.

Kalte Schauer krochen über meinen Rücken. Doch jetzt konnte ich ihm nicht helfen. „Ruhe! Keinen Laut mehr!" raunte ich in die Finsternis.

Mein Ohr hörte nichts weiter, obwohl ich angestrengter lauschte als zuerst. Da stöhnte es einige Male ganz leise auf. Mein Herz krampfte sich zusammen. Er mußte doch wohl allein sein. Also war er wirklich ein Deutscher, ein entwichener Fremdenlegionär. Die Minuten dehnten sich zu qualvoller Ewigkeit. Endlich schlichen Schritte hinter mir.

„Parole!" — „Weddingen."

Die Ablösung!

„Pst, da vorn liegt ein Deutscher. — Kamerad, komm!"

Qualvolles, halb unterdrücktes Ächzen, aber kein Herankommen

„Ich hole ihn." — „Ich gehe mit, Emil."

Otto Steidel huschte an meiner Seite vorwärts in den schwarzen Schlund. Da stöhnte es zu unseren Füßen. Wir griffen zu und hoben einen nassen, zusammengefrorenen Klumpen in die Höhe. Seine Beine waren zu keinem Schritt fähig. Mit vorsichtigen, kaum hörbaren Katzenschritten trugen wir ihn zurück, verständigten den neuen Posten kurz und schleppten den fast Leblosen weiter. Nach einer Weile begehrte er mit gehauchten Worten, selbst zu laufen. Wir ließen seine Füße zu Boden gleiten und legten seine Arme um unsere Schultern. Nun taumelte er einem Trunkenen gleich zwischen uns.

Wir waren am Ziele. Die Tiefe einer Erdhöhle nahm uns auf. Die Hitze eines koksgefüllten Ofens strahlte uns entgegen. Vier neugierige Augenpaare starrten uns an. „Donnerwetter, Schwerdtner Emil, ein Gefangener?" rief mir der postenführende Sergeant zu.

„Ein deutscher Fremdenlegionär."

Jetzt war keine Zeit zum Erzählen. Wir rissen dem Armen die gefrorene Uniform vom Leibe, zogen ihn nackt aus und rieben den erstarrten Leib warm. Über die blauen Lippen kam kein Laut. Aber die Augen glänzten glücklich. Alle Lagerdecken wurden für den Heimgekehrten zusammengesucht. Wir hüllten ihn sorglich ein und hängten seine nasse Wäsche und Uniform zum Trocknen um den Feldofen.

Allmählich röteten sich die blassen, eingefallenen Wangen. Die Lippen murmelten im Übermaß lang ersehnten und endlich gefundenen Glückes: „Daheim".

Am Fuße der östlichen Forts des Verdungürtels, daheim! Ernst sahen wir einander in die feucht gewordenen Augen. Keiner sprach ein Wort . . . Tiefe, regelmäßige Atemzüge verrieten den Schlaf des Erlösten, um dessen Mund Glücksträume lächelten.

Das neue Jahr im Altertum und im Mittelalter.

Über seine Darstellung in der christlichen Kunst.

Von Dr. Otto Peters-Mainz.

Viele unserer heutigen Sitten am Jahreswechsel können auf eine lange Vergangenheit zurückschauen. Die Beglückwünschung zum Neuen Jahre ist ebenso alt wie die Spendung von Gaben, die Verschickung von Karten, die Ausgabe von Kalendern und das erst im vergangenen Jahrhundert wieder aufgenommene Glücksschießen. Im Altertum war, abgesehen von Griechenland, die Neujahrsfeier das einzige öffentliche Volksfest, das losgelöst von allem Kultischen gefeiert wurde. Während die übrigen Festtage wenigstens sinngemäß mit der Religion irgendwie verbunden waren, hatte das Neujahrsfest ursprünglich einen rein weltlichen Charakter. Die Orientalen kannten neben dem Glückwunsch bereits das Glücksgeschenk; ein Geschenk zum neuen Jahr galt als besondere Anerkennung und wurde als ein Zeichen persönlicher Verbundenheit angesehen. Der Persönlichkeitsausdruck wurde noch dadurch erhöht, daß man die Geschenke selbst anfertigte oder sie eigens zu dem Zwecke der Beglückwünschung mit besonderer Bezugnahme auf den zu Beschenkenden anfertigen ließ.

Ähnlich wie bei den Orientalen waren die Neujahrsgebräuche im alten Rom. Der Neujahrstag galt hier dem Schenken und Spenden, als der Freudentag für die Armen und Unfreien. Einen Bettler, der des Weges kam und seinen Glückwunsch aussprach, reich zu beschenken, bedeutete geradezu eine Ehrenpflicht. Die Häuser der Patrone und Würdenträger wurden zu Gaststätten für die Untergebenen und das Volk. Nur an diesem Tage durften letztere die Innenräume der vornehmen Häuser betreten, wo sie dann bewirtet wurden. Später verband man in Rom mit dem Neujahrstag eine religiöse Feier, welche die Sitten kultisch symbolisierte. Die Göttinnen des Glückes, des Sieges und der Gesundheit, sowie der Gott Janus standen als Segenspender in hohen Ehren; mit Weihesprüchen an die Gottheiten wurden die Gaben überbracht. Dabei waren unsere heutigen Glückwünsche schon damals in Gebrauch, wie zum Beispiel: „Das neue Jahr sei dir zum Heil" und „Möge das Geschick im neuen Jahr dir wohlgesinnt sein" oder „Gesundheit, Sieg und Glück". In der spätrömischen Zeit wurde der Schenkgebrauch von seiten der Herrscher und Beamten zur Befriedigung ihrer Luxusbedürfnisse ausgenützt. Es hatte sich nämlich im Laufe der Zeit die Sitte eingebürgert, die Machthaber durch reiche Geschenke am Neujahrstage für irgendwelche Vorhaben günstig zu stimmen oder durch große Geldspenden die hohen Beamten für persönliche Zwecke zu bestechen. Der eigentliche Sinn des Neujahrsfestes, die Beschenkung der Armen ging also verloren. In dem Maße, wie die Umkehrung sich vollzog, nahm auch der äußere Rahmen des Festes andere Formen an. Aus dem ursprünglichen Volksfest und dem nachfolgenden religiösen Feiertage wurde ein Tag der Laster und Auswüchse, an dem der Pöbel dem Spiel und Trunk frönte.

Hier griff nun die Kirche ein. Da es ihr nicht gelang, das Fest auszurotten, verlieh sie dem Jahresanfang, der durch die römischen Soldaten schon in der frühen Kaiserzeit in Deutschland und Frankreich bekannt geworden war, eine neue religiöse Bedeutung und, wie sie es mit allen anderen heidnischen Gebräuchen und Sagen machte, einen christlichen Inhalt. Zunächst verlegte sie die Feier auf den Geburtstag Christi und ließ mit ihm das Jahr beginnen. Der Weihnachtstag wurde hiermit zum Geschenktag. So ist unsere heutige Bescherungssitte zu Weihnachten auf die des römischen Schenkfestes am Neujahrstag zurückzuführen. Neben den Weihnachtsgaben haben sich die Neujahrsgaben aber noch das ganze Mittelalter hindurch gehalten, wenn sie auch nicht mehr in solcher Fülle flossen wie zu Weihnachten. Die Neujahrsgabe kommt erst seit dem 16. Jahrhundert allgemein außer Brauch. In einzelnen landschaftlich begrenzten Volkssitten ist sie allerdings heute noch üblich. Das Bretzelschenken dürfte noch eine fast in ganz Deutschland bekannte Erinnerung an das alte Schenkfest sein, ebenso die Sitte, am Neujahrstage die Boten mit Trinkgeldern zu beschenken. Der Glückwunsch aber hat sich bis auf den heutigen Tag in allgemeiner Übung erhalten, nicht nur der persönliche, von Mund zu Mund überbrachte, sondern auch der schriftliche. Glückwunschbriefe aus dem Mittelalter sind heute noch in stattlicher Anzahl erhalten. Auch in der mittelalterlichen Poesie wurde der Neujahrstag vielfältig besungen. Aber nicht nur gute Wünsche wurden dargebracht, auch böse Worte fand man genug für seine Feinde; die Höflichkeit im öffentlichen Leben war noch kein ungeschriebenes Gesetz. Man könnte aus den Neujahrsgedichten des Mittelalters eine ganze Literatur von Spottliedern zusammenstellen! Mit dem Beginn der vervielfältigenden Künste, dem Holzschnitt, Kupferstich und Buchdruck, kommen auch die Neujahrskarten und Glückwunschblätter in Gebrauch. Die großen Meister der Graphik haben sich fast jedes Jahr mit dem Neujahrsthema beschäftigt, so im 15. Jahrhundert der Meister des Amsterdamer Kabinetts, der Spielkartenmeister, der Meister E. S. und der Braunschweiger Meister. Neben den Meistern des Kupferstiches befaßten sich auch die Holzschneider mit Neujahrsillustrationen. Wir sehen die Neujahrsbilder in der Frühzeit der Darstellungen immer mit einem stark religiösen Inhalt. Da man in frühchristlicher Zeit als Abwehr gegen die heidnischen Sitten den Jahresanfang mit dem Erscheinen des Christkindes zusammenfallen ließ, führte auch in der bildlichen Wiedergabe der Christusknabe die Menschheit in das neue Jahr hinein. Das Christuskind wird somit auf den Karten ein beliebtes Symbol. Es überbringt den Neujahrswunsch, überreicht Geschenke, prophezeit und mahnt für die Zukunft. In der Hand hält es häufig einen Kuckuck als prophetischen Glücksvogel. Eine sinnige Darstellung ist auch die, wo es das Lebensschifflein ins neue Jahr hineinsteuert oder das junge Jahr mit einem reich beladenen Wagen in die Stadt einfährt.

Der Kalender, der schon zu Beginn der Druckkunst ein begehrter Gegenstand war und als Neujahrsgeschenk ebenso wie heute verteilt wurde, wird ebenfalls mit Neujahrsillustrationen versehen. Der künstlerisch wertvollste von den uns bekannten ist der Braunschweiger Kalender aus dem Jahre 1483. Er trägt als Kopfleiste einen Glücksgarten, der in seiner feinsinnigen Ausführung und sicheren Strichführung ein Meisterstückchen der Spätgotik darstellt. Vom 16. Jahrhundert ab ist das Neujahrsbild keine Seltenheit mehr. Es gab jetzt kaum eine Kunst- oder Druckwerkstätte, die keine Wunschkarten anfertigte. Aber das religiöse Bild tritt von nun an zurück. Die auf das Diesseits gerichteten Darstellungen nehmen den Hauptraum ein. Der Inhalt jedoch blieb bis auf den heutigen Tag derselbe: „Glück und Segen zum Neuen Jahr!"

Lustige Rundschau



* **Recht hat er.** Der Lehrer stellt folgende Aufgabe: „Dein Bruder hat fünf Äpfel. Du nimmst zwei davon weg — was ist dann das Ergebnis?" Fritzchen antwortet: „Er verhaut mir."

*

* **Der beste Beweis.** „Findest du nicht auch, daß Mauke furchtbar mit seinem Wissen protzt?" — „Na, und ob! Der löst ein Kreuzworträtsel immer gleich mit Tinte."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.